

Lob der Inkonsequenz. Bekenntnisse eines Theorieprotestanten

Ob es jemals so viele Bekenntnisse zur Form des Essays gegeben hat wie in den letzten Jahren? Er ist nicht mehr nur für Schriftsteller und Philosophen ein beliebtes Genre, die als Essayisten immer freier aufspielen durften als in den hauptamtlich von ihnen verantworteten Textgattungen. Vielmehr identifizieren sich mittlerweile genauso zahlreiche Wissenschaftler oder Kuratoren mit der Idee des Essayistischen: mit Spielarten von Text oder Anordnung, deren Ziel nicht in Behauptungen oder einem Überzeugen-Wollen besteht, sondern darin, ein möglichst vielschichtiges semantisches Ereignis zu produzieren. Mochte das assoziative Arrangieren von Texten, Fragmenten, Beobachtungen oder auch Bildern eine Zeitlang vor allem den Verdacht wecken, jemand wolle sich um die harte Arbeit des Definierens und Beweisens herummogeln, so gehen mittlerweile mehr und mehr Verheißungen von offeneren Strukturen aus. Dem Essay trauen viele Größeres zu als einer Monographie, einer eng geführten Beweiskette, einer in einem Fachdiskurs beheimateten Argumentation. Oft bleibt das Verheißungsvolle dabei jedoch unausgesprochen, ist vielleicht sogar nur unbewusst wirksam. Umso mehr lohnt es, ihm auf die Spur zu kommen – und die Frage zu stellen, was genau sich eigentlich innerhalb von zwei, drei, vier Jahrzehnten verändert hat – verändert haben muss –, damit das Essayistische als Prinzip stärker denn je werden konnte.

Gerade jüngst sind mehrere Bücher erschienen, in denen dem intellektuellen Mentalitätswandel der letzten Jahrzehnte nachgespürt wird. Dabei wird jeweils deutlich, dass es um mehr als bloße Nuancenverschiebungen geht. In seinem autobiographischen Erinnerungsbuch *Wiedersehen mit den Siebzigern. Die wilden Jahre des Lesens* (2014) arbeitet Ulrich Raulff heraus, mit welcher Hingabe und Kompromisslosigkeit in den Jahren vor und nach 1968 an Theorie geglaubt wurde. Philosophie, Soziologie oder Literaturwissenschaft zu studieren, hieß ganz selbstverständlich, sich *einer* Theorie zu verpflichten, sie für die wahre zu halten und alle anderen als Unsinn zu verteufeln. Statt Theorien als Angebote zu sehen, den eigenen Blick auf die Welt immer wieder zu verändern, verhielt man sich zu ihnen mit monotheistischer Strenge. Von Theorie wurde eine endgültige Klärung aller Fragen erwartet. Inbrünstig glaubte man „tatsächlich noch an den Wert von Begriffen und ihre Bedeutung für das Leben“, schreibt Raulff über eine Zeit, in der es keinen Unterschied gab zwischen ‚Intellektueller-Sein‘ und ‚Ideologe-Sein‘, ja in der alles, was mit Theorie zu tun hatte, von einem „heiligen Ernst“ umgeben war.¹

Ähnlich beschreibt der Historiker Philipp Felsch, wie Theorie in den 1960er und 70er Jahren noch ein mit „Wahrheitsanspruch“ versehener „Glaubensartikel“ war.² Wer die Welt verändern wollte, musste zuerst Theoriearbeit leisten und sich mit Praktiken, die an Exerzitien erinnern, einem ideologischen Programm verpflichten. Mochten die Bedingungen einer Nachkriegszeit die Heilsbedürftigkeit vieler Menschen noch gesteigert haben, so kann man eine vergleichbare Hingabe an Begriffe und Programme, philosophische Systeme und Weltanschauungen jedoch schon für die gesamte Moderne unterstellen. Zu deren Grundsignaturen gehören Erfahrungen wie Entfremdung, Beschleunigung, Unsicherheit, ja in ihr – genauer: seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert – brachen immer wieder enorme Sinnkrisen aus. Und da deren Überwindung in einer sich zugleich als aufgeklärt verstehenden Epoche nicht von der Religion erwartet wurde, gelangten Philosophie und Theorie in die Position aussichtsreicher Sinnstiftungs- und Welterklärungsinstanzen. Für rund zweihundert Jahre traf tatsächlich zu, was Hegel, eine der Leitfiguren der gesamten Epoche, behauptet hatte: Im Denken – in den Manifestationen der Theoretiker – kommt das, was ist, zur Geltung.

¹ Ulrich Raulff: *Wiedersehen mit den Siebzigern. Die wilden Jahre des Lesens*, Stuttgart 2014, S. 27.

² Philipp Felsch: *Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960 – 1990*, München 2015, S. 12.

Zwar gab es während der Moderne auch immer wieder theorieskeptische Positionen, doch vermochten sie an einer insgesamt von Fanatismus, Orthodoxieehergeiz und Sinnfetischismus aufgeladenen Atmosphäre kaum etwas zu ändern. Es dauerte also ziemlich lange, bis es zu wirksamen Gegenreaktionen kam. „Heute geht es darum, die Theorie zu zerstören“ – so liest man bei Jean-François Lyotard, der später als Protagonist der Postmoderne berühmt wurde, in einem 1977 publizierten Aufsatz mit dem Titel „Apathie in der Theorie“. Ähnlich einem protestantischen Bilderstürmer, der gegen die Anbetung bloßer Artefakte vorging, tritt Lyotard hier als Gegner jeglicher Überhöhung von Theorie an. Ihr mehr Bedeutung als anderen Textgenres zuzutrauen, gar absolute Geltung von ihr zu erwarten, erscheint ihm als abstrus, sogar als „Nährboden für den Terrorismus“. Theorie müsse daher „wieder zu einer Gattung unter anderen“, von ihrer „Meister- oder Herrschaftsposition enthoben“ werden. Lyotard beschwört eine „Lockerungskraft“, die gegenüber Theorie einzuführen sei – und dies dadurch, dass man „der Erfindungskraft freien Lauf“ lässt. Statt also eine Kritik zu formulieren, die selbst nur wieder mit zu hohem theoretischen Anspruch auftreten würde, statt auch in Boykott- und Schweigegeesten zu verfallen, die kaum Wirkung zeigen würden, plädiert er für die „Erstellung von Theorie-Fiktionen“ sowie eine „Parodie“ der Theorie.³

Wer sich dem Theorieernst widersetzt, hat es also „mit Erfindungen statt mit Beweisen zu tun“ und wird „unempfindlich gegenüber Argumenten“.⁴ In der Folge davon lässt sich aber bemerken, dass eine frei erfundene Theorie genauso Plausibilität entwickeln kann wie eine, die mühsam auf der Basis fein ziselierter Begriffe oder fundiert von empirischem Material erstellt wurde. Damit wird auch klar, wie unangemessen es wäre, nur einer einzigen Theorie Glauben zu schenken. Oder überhaupt zu glauben, eine Theorie könne – im Unterschied zu anderen – wahr sein. Vielmehr gerät auf einmal jede ambitiös formulierte Theorie unter Verdacht, genauso eine Fiktion, etwas durch und durch Konstruiertes zu sein. So entfaltet sich im Prozess der Parodie jene von Lyotard erhoffte Lockerungskraft.

Man könnte diese Reaktion auf Ideologisierung und Verabsolutierung von Theorie als Theorieprotestantismus bezeichnen. Wie ein Protestant alter Schule Bildern vorhielt, zwar Geist und Leben zu suggerieren, aber doch nie mehr zu sein als totes, stumpfes Material einerseits und bloße Fiktion andererseits, so ist ein Theorieprotestant der Überzeugung, dass sich jede noch so ernsthaft vorgetragene Theorie letztlich als Illusion entpuppt, die von bloßer Fiktion – oder Parodie – nicht zu unterscheiden ist.

Dabei kann man die Parallele zwischen Protestanten und Theorieprotestanten durchaus noch ein Stück weiter ziehen. Dass es Theorieprotestanten ablehnen, eine Theorie – egal ob man sie selbst entwirft oder rezipiert – als wahr auszugeben und an einem vermeintlich absoluten und in seiner Geltung offenkundigen Maßstab zu messen, lässt sich mit der Abneigung ihrer religiösen Vorfahren vergleichen, bei jeder Handlung danach zu schielen, ob sie Gott gefällig sei, ja so zu tun, als sei klar, was Gottes Gnade finde und was nicht. Bekanntlich erklärte der Protestantismus es für unmöglich, so direkt mit Gott verbunden zu sein, dass man dessen Urteil am Jüngsten Tag beeinflussen könnte. Mit Gott lässt sich nicht handeln; man kann tun und denken, was auch immer man will, ohne dass daraus ableitbar wäre, ob man im Zustand der Gnade ist oder nicht. Dass Gott für alle, die ihn beeindruckten, ihm schmeicheln, ihm gehorchen wollten, unerreichbar ist und dass niemand – auch etwa kein Priester – in engerem Kontakt, in einem privilegierten Verhältnis zu ihm steht, soll eine Gleichheit unter den Gläubigen schaffen.

Entsprechend gibt es für einen Theorieprotestanten eine Gleichheit unter den Theorien. Sie stehen für ihn alle in keiner nachprüfaren oder beeinflussbaren Beziehung zu einer Wahrheit. Was ein Theoretiker tut, ist somit unabhängig von einer höheren, allgemeingültigen

³ Jean-François Lyotard: „Apathie in der Theorie“ (1977), in: Ders.: *Apathie in der Theorie*, Berlin 1979, S. 73-95, hier S. 92, 73, 93, 92.

⁴ Ebd., S. 88f.

Instanz, nach der man sich richten müsste; es ist eben Fiktion, ein spezieller Blick auf die Welt, der interessanter, mutiger, ungewöhnlicher oder frivoler sein mag als andere Blicke, der deshalb aber nicht in einem anderen – engeren – Verhältnis zur Realität steht als irgendetwas sonst. Die proklamierte Lockerungskraft dient also dazu, Thesen und Theorien von vermeintlichen Referenzen zu lösen und insgesamt ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass es so wenig angebracht ist, von einer wahren Theorie im Unterschied zu falschen Theorien zu sprechen, wie es unmöglich ist, einen Menschen als von Gott auserwählt und andere als von ihm verdammt zu deklarieren.

Doch so befreiend die protestantische Logik für Menschen wirken kann, die sonst jede Handlung auf ihre Gottgefälligkeit überprüfen müssten, und so sehr es sogar beflügeln mag, Theorie als Erfindung und Sache der Phantasie, als Spiel von Parodie und Ironie, ohne Verpflichtung einer Wahrheit gegenüber, aufzufassen, so schwer kann es andererseits fallen, sich ganz von Erwartungen, Ansprüchen, absoluten Instanzen zu lösen. So bestand die größte Herausforderung für Protestanten darin, damit fertigzuwerden, dass es keine direkte Beziehung zwischen ihrem Verhalten und ihrem Status bei Gott gibt, sie vielmehr alleine, ganz auf sich gestellt sind, ihr Tun und Denken also letztlich auch folgenlos ist. Max Weber sprach von der „innere[n] Isolierung des Menschen“, zu der es infolge der „schroffen Lehre von der unbedingten Gottferne und Wertlosigkeit alles rein Kreatürlichen“ gekommen sei, und erinnerte an das „Wurmgefühl“, das typisch für viele Protestanten war.⁵ Ebenso hat ein Theorieprotestant zu lernen, dass eine Deutung oder These nie zuverlässig sinnstiftend, nie stabil gültig sein kann, jederzeit also mit einer Erfahrung von Ohnmacht und Absurdität, gar mit lähmenden Vorstellungen völliger Bedeutungslosigkeit – mit der auch von Lyotard eigens angesprochenen Apathie – zu rechnen ist.

Andererseits kann der Theorieprotestant seinen Unglauben, die Anwendungen von Überdruß angesichts der Profanität von Theorie auch als Lizenz zu einer gewissen Unbekümmertheit erleben. Wer dem Theoretisieren wenig zutraut, kann nüchterner, unbefangener, auch verwegener agieren als jemand, der es sehr ernst nimmt und für wahrheitsfähig hält. Und wer Theorie als Fiktion versteht, kann sich mehr und Unterschiedlicheres ausdenken als jemand, der nur eine singuläre Wahrheit kennt, kann inkonsequent sein, immer wieder neu starten, variieren, sich auf unterschiedliche Stimmungen und Anlässe mit jeweils eigenen Ansätzen einlassen. Denken und Theoriebildung werden dann als unerschöpfliches Feld begriffen, das gerade davon lebt, dass jeweils anderes, einander Ergänzendes, Relativierendes, Kontrastierendes stattfindet. Und gäbe es überhaupt noch einen Grund, weiter zu denken, wenn alles klar wäre?

Auch hier liegt ein historischer Vergleich nahe. So führte der nüchterne Bildbegriff des Protestantismus nicht nur zu Restriktionen, also etwa zu einem Verschwinden von Heiligendarstellungen oder autoritären Bildformen wie Triptychen, sondern ermöglichte andererseits zahlreiche neue Typen von Bildern. Dass ein ‚Goldenes Zeitalter‘ der Malerei gerade im protestantisch gewordenen Holland entstand, verdankt sich einem abgerüsteten Verständnis von Kunst: Befreit von Heilserwartungen und Transzendenzansprüchen, brauchten die Maler nicht zu befürchten, zu banal zu sein, wenn sie Genreszenen, Landschaften oder Seestücke verfertigten, viele kleine Bilder statt eines großen Meisterwerks malten. Vielmehr gab es nichts mehr, was zu alltäglich, zu komisch oder zu klein gewesen wäre, um zum Sujet eines Bildes zu werden. Die Hemmschwellen, sich künstlerisch zu betätigen, sanken im selben Maße, in dem Bilder an Sakralität verloren. Zahlreiche Künstler der Zeit lebten vor, was es heißen kann, seine Chance auf Selbstständigkeit zu nutzen und eigene Sujets, neue Themen, alternative Formate, auf diverse Formen von Publikum angepasste Genres und Stile zu entwickeln.

⁵ Max Weber: *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* (1905), Gütersloh 1991, S. 123, 145.

Genauso braucht sich heute kein Theoretiker mehr zu legitimieren, der über so profane Gegenstände wie Bärte oder Hackfleischwerbung nachdenkt. Eine theoretische Abhandlung muss nicht einmal große Erklärungen für kleine Gegenstände bieten, sondern kann sich auf ein paar scharfsinnige Beobachtungen beschränken; weder muss man neue Begriffe prägen, noch von den Phänomenen abstrahieren, noch ein Thema über hunderte von Seiten abhandeln, um dennoch Aufmerksamkeit und Anerkennung zu erhalten. Theorie kann also ihrerseits den Charakter eines kleinen Genregemäldes haben, das schmunzeln lässt oder etwas ohnehin schon Vertrautes nochmals eigens vor Augen führt.

Ferner ist es nicht erforderlich, dass ein Autor in jedem Text auf dieselbe Weise argumentiert, seinen einmal geäußerten Thesen treu bleibt und in dem, was er von sich gibt, auf Widerspruchsfreiheit achtet. Dies war im Zeitalter der Theoriegläubigkeit ganz anders, als Autoren inquisitorisch daraufhin befragt wurden, ob sie sich nicht irgendwo einer Inkonsequenz schuldig machten. Wer im Namen der Wahrheit sprechen wollte (und sollte), durfte auf keinen Fall Unterschiedliches behaupten. Er durfte aber vernachlässigen, wer sein Publikum war oder in welchem Umfeld er publizierte, denn das galt nur als Nebensächlichlichkeit: eine bloße – mehr oder weniger lästige – Kontingenz. Dagegen wird es ein Theorieprotestant gerade genießen oder zumindest als Herausforderung empfinden, sich von verschiedenen Anlässen jeweils neu inspirieren zu lassen, seine Sichtweise oder einzelne Thesen danach auszurichten, ja geradezu ein Ethos zu entwickeln, wonach er sich – anstatt einer Wahrheit – konkreten Adressaten und Kontexten verpflichtet fühlt. Wie die Maler des ‚Goldenen Zeitalters‘ orientieren sich Theoretiker in Zeiten des Theorieprotestantismus an der Nachfrage, richten sich nach diversen Milieus und entwickeln entsprechend unterschiedliche Stile von Theoriedesign.

Die theorieprotestantische Lockerung – und daraufhin Veränderung – der Ansprüche führt aber nicht nur dazu, sich möglichst passend zum jeweiligen Anlass und Umfeld zu äußern, sie begünstigt auch essayistische Formate. Es geht um Versuchsanordnungen, um ein „experimentalistisches Herumbasteln“, wie es der US-amerikanische Philosoph Richard Rorty, zweifellos einer der Hauptprotagonisten des Theorieprotestantismus, einmal formulierte.⁶ Sujets werden also, zur besseren Unterhaltung des Publikums, überraschend kombiniert, und man folgt, auf der Suche nach originellen Thesen, selbst losen Assoziationen. So sehr der Essay für Theoriegläubige nur als Ausnahme geduldet ist, als Skizze oder Amuse-Gueule, so sehr eignet er sich in Zeiten, in denen Theorie als Fiktion und wandlungsfähiges Metier begriffen wird, als Leitgattung. Das Offene und Experimentelle, in seinem Charakter daher immer Vorläufige und Variable, das ihn ausmacht, passt zu einem Denken, das keinen übergeordneten Zielen, sondern einzelnen Situationen verpflichtet ist.

Doch darüber darf eines nicht übersehen werden: Selbst wenn Theorieprotestanten sich von einem Streben nach absoluter Wahrheit verabschiedet haben und Denken zu einer Sache von Kreativität und Geistesgegenwart erklären⁷, ist keineswegs beliebig, was sie als gelungenen Essay oder interessante These ansehen. Vielmehr können auch sie nur gutheißen, was ihnen plausibel erscheint, können also einen Gedanken, der abstrus anmutet und keinen Sinn ergibt, genauso wenig akzeptieren wie jemand, der erklärtermaßen hohe Wahrheitsansprüche an Thesen und Theorien stellt. Selbst eine Parodie auf Theorie ist nur so geglückt, wie auch sie Evidenz schafft. Andernfalls ist sie krude: ein Witz ohne Pointe.

So ist auch der Arbeit von Theorieprotestanten ein ziemlich strenger Rahmen gesetzt, den sie nicht willkürlich zu verschieben vermögen. Bestenfalls können sie für Thesen, die rätselhaft klingen, Plausibilität also weniger besitzen als bloß verheißen, noch eine Gefolgschaft finden, doch selbst hier bleibt Evidenz ein unhintergebares Kriterium.

⁶ Richard Rorty: „Größe, Tiefe und Endlichkeit“ (2004), in: Ders.: *Philosophie als Kulturpolitik*, Frankfurt/Main 2008, S. 133-159, hier S. 155.

⁷ Vgl. Wolfgang Ullrich: *Des Geistes Gegenwart. Eine Wissenschaftspoetik*, Berlin 2014.

Dabei ist bemerkenswert, wie sehr Evidenz gerade bei Essays regelrecht zum Ereignis wird und anders – oft spektakulärer – in Erscheinung tritt als in anderen Gattungen philosophischen oder wissenschaftlichen Schreibens. Sofern es nämlich in einem Essay plötzlich, ohne ausführliche Herleitung und Begründung, zu einer Assoziation kommen kann, kann diese auch umso stärker – überwältigender – ein Evidenzerlebnis bereiten. Der Erkenntnisblitz hat dann den Charakter eines glückhaften Moments, ist unverhofft und unverfügbar. Damit aber erscheint er auch wie ein Geschenk, gar als eine Art von Gnade. Das wiederum kann, paradoxerweise, zu einer Anmutung von Transzendenz führen, und die unerwartete Evidenz weckt ihrerseits Verheißungen: Könnte sie nicht noch stärker und umfassender werden? Sich von einem kurzen Moment zu etwas mit mehr Dauer weiten?

Tatsächlich wird auch der hartnäckigste Skeptiker und protestantischste Theorieprotestant nicht umhin können, mit jeder kleinen Evidenz innerhalb eines Essays zugleich eine Ahnung von der Möglichkeit einer größeren, gar einer ganz großen Evidenz zu verspüren. Und erneut lässt sich hier eine historische Parallele ziehen. So sehr ein klassischer Protestant der Versuchung abschwören mochte, mit gutem Handeln die Gnade Gottes erwerben zu können, so sehr blieb dennoch auch für ihn ein Gnadenbewusstsein ein zentrales Anliegen. Er konnte nicht willkürlich etwas tun, das ihm falsch erschien, vor allem aber kam er nicht umhin, allen Zweifeln und Skrupeln zum Trotz Glück im alltäglichen Leben – einen Geschäftserfolg, wohlgeratene Kinder, ein öffentliches Amt – als Indiz dafür zu nehmen, im Stand der Gnade zu sein. Genauso aber regt sich bei einem Theorieprotestanten, der einzelne Thesen als besonders stark und evident erlebt, die uneingestandene, offiziell bestrittene, aber zugleich stimulierende Hoffnung, es könnte vielleicht doch so etwas wie eine umfassende und allgemeingültige Wahrheit geben. Tatsächlich hat er keineswegs „Angst vor der Wahrheit“, wie es der New Yorker Philosophieprofessor Paul Boghossian Intellektuellen vom Schlage Lyotards oder Rortys voreilig unterstellt.⁸ Vielmehr kennzeichnet es gerade eine protestantische Haltung, immer und überall nach noch so bescheidenen Evidenzerlebnissen zu suchen, um sich vor dem sonst jederzeit drohenden Gefühl der Ohnmacht und Sinnlosigkeit schützen zu können.

Das aber hat Folgen. Und sie erkennt man einmal mehr am besten im Vergleich mit dem historischen Protestantismus. Daher sei nochmals auf Max Webers Untersuchungen zur protestantischen Ethik Bezug genommen. Weber hat gezeigt, wie die protestantische Ethik letztlich Gewerbefleiß, Effizienzdenken und Profitstreben stimuliert hat, wollten doch viele Menschen, sofern sie die Ungewissheit über ihren Status bei Gott nur schwer ertragen konnten, unbedingt ein erfolgreiches Leben führen, das sie als Vorzeichen ewiger Gnade deuten konnten: „So absolut ungeeignet [...] gute Werke sind, als Mittel zur Erlangung der Seligkeit zu dienen, [...] so unentbehrlich sind sie als *Zeichen* der Erwählung“.⁹ Statt zu konvertieren oder auf anderem Weg einen direkten Kontakt zu Gott zu suchen, beruhigten viele Protestanten sich also damit, dass sie großes Engagement an den Tag zu legen begannen. Sie lebten einerseits sparsam und asketisch und übernahmen andererseits Verantwortung. In der Folge erlangten sie gesellschaftlichen Statusgewinn oder brachten es zu einer beruflichen Karriere. Die kleine Gnade von Wohlstand und Ansehen deuteten sie dann als Hinweis darauf, dass ihnen auch große Gnade zuteil würde.

Genauso könnte man den aktuellen Hang vieler Intellektueller zum Essayistischen damit erklären, dass sie offenbar besonders eifrig nach Überraschungsmomenten der Evidenz streben, weil sie auf diese Weise Überdross- und Ohnmachtsgefühle mit der vagen Vorstellung überblenden können, irgendwann vielleicht doch noch eine viel größere Erkenntnis zu haben, zu ungeahnten Einblicken in sonst verborgene Tiefen der Welt zu

⁸ Paul Boghossian: *Angst vor der Wahrheit. Ein Plädoyer gegen Relativismus und Konstruktivismus* (2006), Berlin 2013.

⁹ Weber, a.a.O. (Anm. 9), S. 131.

gelangen und von Unverbindlichkeit und Beliebigkeit erlöst zu sein. Jedes Mehr an kleiner Evidenz wird dann zum Vorschein großer Evidenz.

Max Weber zeigte aber auch, wie sich das Bemühen um Gnadenindizien im Protestantismus sukzessive verselbständigte, bis Gewinnstreben und kapitalistischer Geist unabhängig vom Leiden an der Heilungsgewissheit selbstverständlich wurden und diese in den Hintergrund drängten. Schließlich wurde der Kapitalismus, „von den alten Stützen emanzipiert“, zur Realität und zum Maßstab, als der er „unentrinnbare Macht über den Menschen“ erlangte.¹⁰ Übertragen auf den heutigen Theorieprotestantismus hieße das, dass auch das essayistische Evidenzstreben zu Formen und Strukturen führen kann, die nach und nach unabhängig von allen Ohnmachts- und Nichtigkeitsanwandlungen ein großes Potenzial entfalten. Ist das Erleben plötzlich-überraschender Evidenz vielleicht so verführerisch, dass es immer weiter nach Bestätigung und Steigerung verlangt? Und genügen letztlich die vielen kleinen Evidenzerlebnisse schon als Ziel, während die Frage nach der großen, umfassenden Evidenz eher nebensächlich oder bloß abstrakt erscheint?

Tatsächlich ist die von Max Weber innerhalb der protestantischen Mentalität beobachtete Zielverschiebung genauso in der Sphäre des Theorieprotestantismus zu bemerken. Zwar sind seit Beginn der Entzauberung der Theoriegläubigkeit erst wenige Jahrzehnte vergangen, doch kommt es bereits jetzt zu einem Boom an Techniken der Evidenzproduktion, bei denen es vor allem um ein schnelles und überraschendes Erlebnis von Plausibilität geht. Je witziger, verblüffender, eleganter, provokanter eine These formuliert ist oder ein Erkenntnismoment sich einstellt, desto mehr wird das goutiert.

In den vierzig Jahren, seit Lyotard die Parodie als Therapeutikum gegen zu viel Theorieernst empfohlen hat, sind Pointen – vom Wortwitz bis zur Paradoxie – also zu einem wichtigen Medium intellektuellen Diskurses geworden, während im selben Zeitraum Fallunterscheidungen mit systematischem Anspruch, umfassende Beweisführungen, Referenzen auf einen als verbindlich angesehenen Forschungsstand an Stellenwert eingebüßt haben. Die Mentalitätsveränderungen reichen sogar so weit, dass mittlerweile selbst Vertreter der Comedy sich als – oder zumindest wie – Philosophen fühlen dürfen. Wen verwundert es noch, wenn Komiker wie Harald Schmidt bei Philosophiefestivals oder in philosophischen Talkshows auftreten (wobei allein schon deren Existenz früher unvorstellbar gewesen wäre)? Oder wenn der *Suhrkamp*-Verlag, lange Zeit zentraler Ort für Großtheoretiker, die Witze, die der Philosoph Slavoj Žižek in seinen Texten erzählt, sammelt und veröffentlicht?¹¹

Primär um Witz und Evidenz geht es auch bei vielen Weisen des Assoziierens, auf die man in philosophischen und zeitdiagnostischen Publikationen trifft. Besonders beliebt sind etwa Verknüpfungen zwischen einem Sujet aus der Pop- oder Trivialkultur mit einem Sujet aus dem Kanon klassischer Bildung. Oder man verbindet Autoren unterschiedlicher Provenienz und Richtung miteinander, um sie auf einmal als miteinander verwandt zu präsentieren. Oder es reizt, eine längst vergessene Position wieder auszugraben und mit aktuellen Themen zu verbinden, um eigene Bildung und historische Ähnlichkeiten gleichermaßen zu demonstrieren, aber auch um sich an Verschrobenheiten und Spleens früherer Theoretiker zu erfreuen (und um auf diese Weise nebenbei einmal mehr den fiktionalen Charakter von Theorien bewusst zu machen). Oder man erfindet einen leicht schräg klingenden Begriff wie ‚Theorieprotestantismus‘, um mit dem Impetus zu kokettieren, dem Begriffsbildung lange Zeit entsprang.

In all diesen Fällen tritt der Theoretiker als Experimentator auf, der nach Evidenzen, Pointen und Verblüffungseffekten sucht und daher vieles ausprobiert. Vielleicht hat er ein sicheres Gespür dafür, was funktioniert, dann erscheint er als Virtuose oder Zauberer, vielleicht wirken seine Kombinationen aber auch etwas bemüht. Insgesamt jedoch sind viele, die als Intellektuelle auf sich halten, nach und nach dazu übergegangen, Techniken der

¹⁰ Ebd., S. 61, 188.

¹¹ Vgl. Slavoj Žižek: *Treffen sich zwei Hegelianer...*, Berlin 2014.

Evidenzproduktion zu optimieren, um sich in der intellektuellen Landschaft möglichst gut zu präsentieren. Es gilt: Wie nie so viele Bilder gemalt wurden wie im protestantischen Holland des 17. Jahrhunderts, so wurde nie so viel Essayistisches in zahlreichen Reihen und Formaten produziert, wurde nie so oft und gerne mit starken, pointierten, ausgefallenen Thesen brilliert, ja nie so viel Evidenz hergestellt wie heutzutage in theorieprotestantischen Ländern des Westens.